Viele lernen, wenige lehren: Frauen in der Theologie

Wer in einen **Hörsaal** schaut, in dem Theologie gelehrt wird, mag staunen: Studentinnen, wohin man schaut. Nur vorne **am Pult** wird **wahrscheinlich ein Mann** stehen. Obwohl der **Anteil der lehrenden Frauen wächst**. Langsam, aber stetig.

Die Pionierin: Elisabeth Gössmann

Geburtsfehler: weiblich – so betitelte sie 2003 ihre Autobiografie. Denn es lag nur an ihrem Geschlecht, dass sie in Deutschland nie einen theologischen **Lehrstuhl** bekam. Trotz **bester Referenzen**.

VON SUSANNE HAVERKAMP

Elisabeth Gössmann (90) wurde in Osnabrück als Tochter eines evanglischen Zollbeamten und einer katholischen Hausfrau geboren. Sie besuchte die höhere Schule und machte 1947 nach diversen Umzügen im ostfriesischen Leer Abitur.

Schon früh, vielleicht auch ausgelöst durch die ideologischen Auseinandersetzungen mit dem Nationalsozialismus, erwachte in ihr das Interesse an Theologie und Philosophie und sie schrieb sich in Münster ein. Es gab wenige weibliche Studierende dort, aber es gab sie. In ihrer Autobiografie erinnert sie sich: „Die Theologiestudenten nannten uns Studentinnen des gleichen Faches ‚Päpstinnen'. Das nahmen wir als freundliche Neckerei, ohne uns klarzumachen, dass dahinter wohl Verspottung stecken könnte." Zudem wurden die Frauen als Gefahr gesehen. Wenn ein Priesteramtskandidat zum Laientheologen wurde, fragte man sich, welche Mitstudentin „ihn gekippt habe".

Herausragende wissenschaftliche Leistungen: Elisabeth Gössmann | Foto: kna

Zur Sicherheit studierte Gössmann parallel auf Staatsexamen, um Lehrerin am Gymnasium werden zu können. Bis ihr die neue Promotionsordnung aus München in die Hand fiel: Der Weihepassus war weggefallen, also die frühere Selbstverständlichkeit, dass nur geweihte Männer in Theologie ihren Doktor machen können. „Aber wenn wir euch durchbringen sollen, müsst ihr doppelt so viel leisten wie die männlichen Kandidaten", sagte ihr der dortige Dogmatik-Professor Michael Schmaus voraus. Egal.

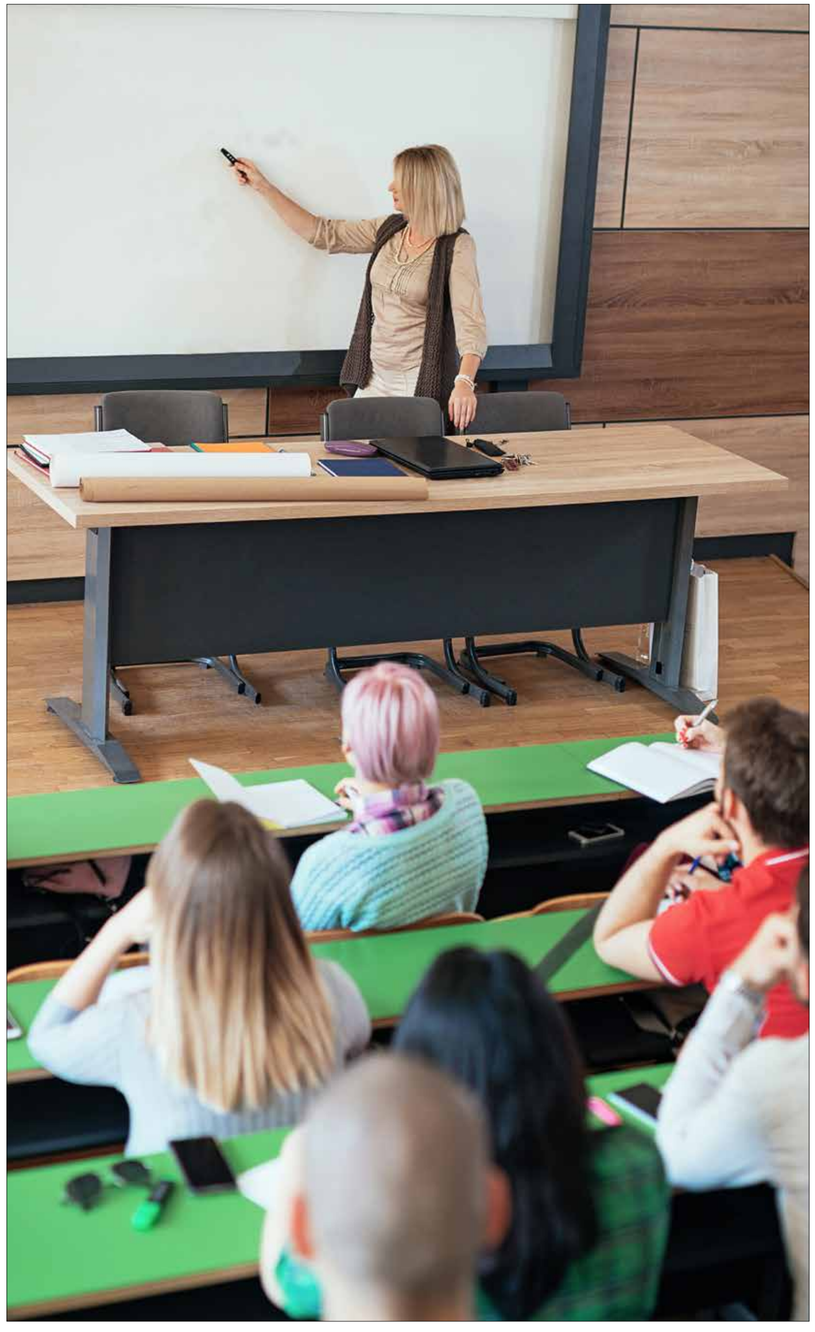
Gössmann wechselte 1952 nach München, arbeitete bei Schmaus als wissenschaftliche Hilfskraft und schrieb an einer Doktorarbeit über mittelalterliche Schriftauslegung. 1954 wurde die Arbeit angenommen. Zur abschließenden öffentlichen Disputation wurde sie, so erinnert sie sich, „in eine Soutane mit 33 Knöpfen gesteckt, was mir unecht vorkam. Ich war doch eine Laientheologin und wollte es auch sein." Zeitgleich mit der Promotion heiratete sie den Literaturwissenschaftler Wilhelm Gössmann, bald kam die erste Tochter zur Welt. Das war doppelt ungewöhnlich: Eine Ehefrau und Mutter hatte keinen wissenschaftlichen Ehrgeiz zu haben.

1955 ging die junge Familie nach Japan: Elisabeth Gössmann hatte dort einen Lehrauftrag an der Herz-Jesu-Universität in Tokio. Doch eigentlich wollte sie in Deutschland lehren – und brauchte dafür die Habilitation, also die Lehrbefähigung. Doch die war, wie früher die Promotion, „Klerikern mit höheren Weihen" vorbehalten. Michael Schmaus setzte sich für sie ein und beantragte wegen der herausragenden wissenschaftlichen Leistungen eine Ausnahme von der Regel. „Mit diesem Vorschlag erregte ich jedoch in der Fakultät einmütigen Widerspruch", schrieb er in einem Brief an Elisabeth Gössmann.

„Mit Ihnen bedauere ich die Kette von Ablehnungen"

Enttäuschende Briefe gab es in den folgenden Jahren viele. Gössmann lehrte weiter in Japan, pendelte zwischen Tokio und München. Und bewarb sich, ermuntert von Professoren, die sie fachlich für hevorragend hielten – und dann doch absagen mussten. Etwa ein gewisser Professor Ratzinger aus Regensburg, der ihr 1974 schrieb, „dass Sie nun doch nicht auf unserer Liste stehen, obwohl das Gewicht Ihrer Publikationen und Ihre wissenschaftliche Leistung für niemanden zweifelhaft war". 1982, Ratzinger war Erzbischof von München und Freising, wandte sie sich noch einmal an ihn. Seine Antwort: „Mit Ihnen bedauere ich die Kette von Ablehnungen, möchte aber der Gerechtigkeit halber doch nachdrücklich festststellen, dass die Absagen in gar keiner Weise in die Verantwortung der Bischöfe fallen …"

Sie gab nie auf, schon aus Prinzip nicht. Aber irgendwann war Elisabeth Gössmann wahrscheinlich zu alt für eine ordentliche Professur. Erst 1990, mit 62 Jahren, wurde sie „außerplanmäßige Professorin" in München – im Fachbereich Philosophie wohlgemerkt. Dennoch hat ihr Kampf sich gelohnt. Wenn nicht für sie, dann doch für alle Theologinnen, die auf ihren Schultern stehen.



Der Anteil der Frauen an Professuren in Deutschland liegt insgesamt bei rund einem Viertel, in geisteswissenschaftlichen Fächern auch deutlich höher, in technischen Fächern deutlich niedriger. Umso bemerkenswerter ist, dass die Theologie als geisteswissenschaftliches Fach mit 17 Prozent Frauenanteil weit unter dem Durchschnitt liegt. | Foto: istockphoto

Die Professorin: Judith Könemann

Als sie Theologie studieren wollte, fragten Verwandte: „Willst du **Nonne** werden?" Inzwischen lehrt sie an der Uni – und war die erste Frau, die die **Theologische Fakultät** in Münster **leitete.**

VON SUSANNE HAVERKAMP

Judith Könemann (56) ist im katholischen Sauerland aufgewachsen. „Ich habe die klassische Jugendarbeitskarriere gemacht", sagt sie. Außerdem hat sie sich für Gerechtigkeit und Frieden weltweit engagiert. „Mit 16 habe ich einen Dritte-Welt-Laden mit aufgebaut. Das hat mich geprägt." Auch das Interesse an Theologie wuchs, besonders an der lateinamerikanischen Theologie der Befreiung. „Ich habe davon geträumt, einmal für Misereor zu arbeiten." Folgerichtig begann sie ein Studium der Soziologie und Theologie in Münster. „Verwandte haben mich gefragt, ob ich Nonne werden will", sagt sie. „Wollte ich nie."

Die Theologie war zu dieser Zeit männlich geprägt. „Wir hatten nur männliche Professoren, die meisten waren Priester." „Das Berufsfeld Pastoralreferentin wurde gerade bekannt, gefühlt waren wir viele Frauen."

Hat sie sich als Studentin jemals anders behandelt gefühlt? „Ich habe zunächst keine Unterschiede wahrgenommen", sagt sie. „Ich weiß aber auch nicht, ob ich damals das Bewusstsein dafür hatte." Naja, sagt sie nach einigem Nachdenken, ein paar „nette Bemerkungen" zum Aussehen der Studentinnen habe es schon gegeben. Und, ja, natürlich sei die Atmosphäre insgesamt klerikal gewesen. „Zum Beispiel wurden die mündlichen Prüfungen im Priesterseminar abgehalten." Die Priesteramtskandidaten waren dort quasi zuhause, die Laien eher Gäste.

Und wie war es mit der Anerkennung der Leistungen? „Ich bin damals nicht gestartet mit der Idee, in die Wissenschaft zu gehen", sagt Judith Könemann. „Ich habe damals gedacht: Das muss einem angeboten werden." Wurde es aber erst mal nicht.

Stattdessen kam das erste Angebot zu promovieren von einer Soziologin. Doch Judith Könemann ging nach dem Diplom in Theologie und dem Magister in Soziologie zunächst zu einem seit der Jugendzeit erträumten Auslandsjahr nach Brasilien. Und dann rückten auch in der Theologie nach und nach immer mehr Frauen in den Mittelbau, also auf die Assitentenstellen. „Der damalige Pastoraltheologe Udo Schmälzle hat mir eine Promotion und die Stelle der wissenschaftlichen Mitarbeiterin an seinem Lehrstuhl angeboten", sagt Könemann. 1992 trat sie die Stelle an.

Die erste Frau als katholisch-theologische Dekanin: Judith Könemann | Foto: wwu/Benedikt Weischer

Und wechselte 1995 in die Erwachsenenbildung. „Das kam mir damals vernünftiger vor, als ausschließlich auf eine Unikarriere zu setzen. Sicherheit war für mich da ein wichtiges Thema." Doch die Wissenschaft fehlte ihr. Und sie bewarb sich im Jahr 2005 auf die Stelle der Direktorin des Schweizerischen Pastoralsoziologischen Instituts (SPI) in Sankt Gallen.

Jetzt gilt das Wort von Frauen so viel wie das von Männern

Die Zeit war wohl reif. Sie bekam die Stelle und blieb dort, bis sie 2009 den Ruf auf die Professur für Religionspädagogik und Bildungsforschung an der Katholisch-Theologischen Fakultät in Münster erhielt. „Diese Professur entsprach in hohem Maße meinen Schwerpunkten", sagt Könemann. Dort hatte Maria Kassel als Studiendirektorin für Religionspädagogik schon früh den Weg bereitet, und 1998 hatte eine Frau, Annette Wilke, die Professur für Allgemeine Religionswissenschaft übernommen. Jetzt kamen nach und nach weitere Professorinnen hinzu.

Inzwischen, sagt Könemann, „gilt in unserer Fakultät das Wort von Frauen genauso viel wie das von Männern". Auch die Christliche Sozialwissenschaft, die Moraltheologie und die ökumenische Theologie werden von Frauen vertreten. Deshalb sei es auch „keine Frage gewesen", als Könemann 2015 zur Dekanin der Fakultät gewählt wurde – der ersten weiblichen Leiterin seit Gründung der Fakultät im Jahr 1780. Längst überfällig, eine historische Entscheidung oder einfach eine Selbstverständlichkeit? „Inzwischen sollten Frauen in Leitungspositionen der katholischen Kirche und in der wissenschaftlichen Theologie selbstverständlich sein", sagt Könemann. „Leider ist es immer noch nicht so, auch wenn sich viel verändert hat."

Die Nachwuchs-Theologin: Stephanie Höllinger

Seit einigen Monaten arbeitet die Österreicherin an der Universität Mainz. Sie hat zunächst wie viele Frauen auf **Lehramt studiert** – und sich dann **doch für eine Unikarriere** entschieden.

VON MICHAEL KINNEN

In der Mailsignatur von Stephanie Höllinger (29) steht vor dem Namen ein „Dr." mit hochgestelltem „in" – Doktorin der Theologie ist sie. In Österreich, wo sie in Linz geboren und an der Universität Wien nach einem Lehramtsstudium in Deutsch und Religion dann zur Doktorin promoviert wurde, ist diese weibliche Bezeichnung im Titel recht verbreitet. In Deutschland, an der Universität in Mainz, wo sie vor wenigen Monaten als wissenschaftliche Mitarbeiterin am Lehrstuhl für Moraltheologie zu arbeiten begonnen hat, wurde sie schon auf diese Buchstabenkombination angesprochen. „Ich habe es so belassen, weil es die Chance bietet, mit denen, die das offenbar irritiert, ins Gespräch zu kommen", sagt „Dr.in" Höllinger.

Das mit dem weiblichen Titel ist übrigens genauso irritierend für manche wie das Nasen-Piercing, das sie trägt. Aufmerksamkeit aber – darauf kommt es ihr an – hat sie eher nicht mit solchen Äußerlichkeiten, sondern als Wissenschaftlerin erreicht: Ihre Diplomarbeit wurde in die Reihe „Junge Theologie" der Uni Wien aufgenommen. Die Salzburger Hochschulwochen haben einen Beitrag von ihr mit dem Publikumspreis ausgezeichnet. Ein Auslandsaufenthalt hat sie mit einem Stipendium der Universität Wien an die Katholische Uni Leuven geführt. In ihrer Doktorarbeit, die in Kürze in der Reihe „Studien der Moraltheologie. Neue Folge" erscheinen wird, hat sie sich mit dem Gelingen von Ehe und Partnerschaft angesichts der Herausforderungen überhöhter Ansprüche befasst.

Sie setzt auf eine Zukunft in der Theologie: Stephanie Höllinger | Foto: Michael Kinnen

Auf diesem Weg hat Stephanie Höllinger bisher auch viel Unterstützung erfahren und dabei vor allem von weiblichen Vorbildern lernen können. Besonders prägend war für sie ihre Zeit am Lehrstuhl für Theologische Ethik in Wien. Als Assistentin von Professorin Sigrid Müller, der ersten Moraltheologin im deutschsprachigen Raum, hat sie den wissenschaftlichen Betrieb sowie die damit verbundenen Chancen und Hürden kennengelernt. Und sie profitierte von Förderprogrammen für und mit Frauen in der Wissenschaft. „Frauen dürfen heute einfach auf ein anderes Ausmaß an Unterstützung hoffen als noch ihre Vorgängerinnen, was umgekehrt nicht bedeutet, dass wir nicht noch immer mit gewissen Hürden konfrontiert sind", sagt sie.

Obwohl die Zahl der Studentinnen der Theologie inzwischen zwar die der Studenten deutlich übersteigt, ist die Zahl der Frauen, die die wissenschaftliche Laufbahn weiter verfolgen, viel geringer. „Noch nicht einmal ein Viertel der Professuren in der Theologie ist mit Frauen besetzt." Auch wenn die Zahlen gestiegen seien, frage sie sich schon, woran das liege, sagt Höllinger.

Beim Doppelseminar wird nur der männliche Dozent gefragt

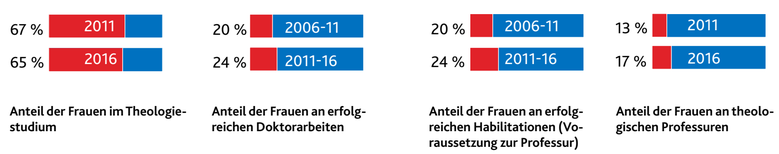
Besonders schwierig wird es, wenn noch immer klassische Stereotypen von Mann- und Frau-Sein eine Rolle spielen, vielleicht auch unbewusst. Ein Beispiel: Gemeinsam mit einem Kollegen hat Stephanie Höllinger ein Seminar angeboten. Fragen zur Organisation und zum Inhalt gab es oft nur an ihn. „Ich bin da vielleicht für seine Assistentin gehalten worden", sagt sie. Manches Vorurteil sitzt noch immer tief, auch und vielleicht gerade in der Kirche.

Manchmal treten Frauen wohl auch zu wenig selbstbewusst für ihre Anliegen auf, überlegt die Nachwuchswissenschaftlerin Stephanie Höllinger und stellt sich diese Frage auch für sich selbst. Da kommt es auf Förderer an, Frauen und Männer, die dem weiblichen Wissenschaftsnachwuchs noch weiter den Rücken stärken. Und auf Vorbilder – in jeder Generation. Nicht zuletzt vor der Idee, „dass sich auch andere junge Frauen in der Theologie in diesem Porträt wiederfinden können sollen". Der Weg geht weiter.

ZUR SACHE

Uni ist nicht gleich Uni

Bernhard Emunds von der Katholisch-Theologischen Fakultät in Frankfurt-St. Georgen hat drei Studien (2006, 2011, 2016) zur Lage der universitären Theologie verfasst. Darin hat er auch den Anteil an Frauen erhoben.

Mit Blick auf die **Professuren** zeigt sich ein erheblicher Unterschied zwischen drei Arten von Hochschulen: Während in Hochschulen mit einer kleineren **Abteilung** für katholische Theologie, wo ausschließlich Lehramtstudierende, zum großen Teil Frauen, ausgebildet werden, der Anteil der Professorinnen mit zuletzt **30 Prozent** recht hoch liegt, ist er an eigenständigen Katholisch-Theologischen **Fakultäten** mit **16 Prozent** wesentlich niedriger. Das Schlusslicht bilden die Theologischen Fakultäten in Trägerschaft eines **Ordens mit 8 Prozent** und eines **Bistums** mit **4 Prozent** Frauenanteil.

STATISTIK